Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 73 (2017)

Heft: 2

Artikel: Deutsche Stilkunst - das gestohlene Lebenswerk : beim verfemten Eduard Engel bedienten sich Reiners und andere

Autor: Stirnemann, Stefan

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-768584

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Deutsche Stilkunst – das gestohlene Lebenswerk

Beim verfemten Eduard Engel bedienten sich Reiners und andere[1]

Von Stefan Stirnemann[2]

Es gibt Bücher, die nicht für sich selbst sprechen können – nicht weil sie keine eigene Sprache hätten, sondern weil sie geknebelt waren und nun erst wieder zur Sprache finden müssen. Jahrzehnte stand Eduard Engels *Deutsche Stilkunst* unscheinbar in den Regalen der Antiquariate, und man machte sich, falls man sie fand, an ihr die Hände staubig. Gedruckt war sie in gebrochener Schrift, in der Fraktur, die jeden Text in die Vergangenheit entrückt.

Was hat es mit Eduard Engels verschollener Stimme auf sich? Eduard Engel hat mit seiner *Deutschen Stilkunst* bis heute den Stil der Stilbücher geprägt. Seine Art aufzutreten hat Schule gemacht: mit unakademischer Begrifflichkeit, mit vorbildlichen Sätzen der Meisterinnen und Meister des Stils, mit einer Fülle abschreckender Beispiele aus der Literatur und den Zeitungen. Für seine Ansichten zu Wort, Satz und Text rief er Eideshelfer auf – die Klassiker mit ihren Überlegungen.

Engels *Deutsche Stilkunst* erschien von 1911 bis 1931 in 31 Auflagen und in einer Stückzahl von 68 000. Im Nationalsozialismus fielen das Buch und sein jüdischer Autor den rassistischen Gesetzen zum Opfer: Eduard Engel erhielt Publikationsverbot und wurde zum Verfemten. 1943 – Engel war fünf Jahre zuvor gestorben – stahl Ludwig Reiners das erfolgreiche Buch und veröffentlichte eine eigene «Deutsche Stilkunst». Er hat sein Werk – nicht ungeschickt, aber ohne tiefere Kenntnis – aus den Büchern anderer zusammengestellt; die wesentlichen Teile übernahm er von Eduard Engel. Auf diese Weise wirkte Reiners am nationalsozialistischen Vernichtungsprogramm mit. Die Menschen, die in

1 Dieser Text enthält Auszüge aus dem Vorwort von Stefan Stirnemann zur Neuausgabe: Eduard Engel: Deutsche Stilkunst. Nach der 31. Auflage von 1931. Die Andere Bibliothek, Berlin 2016. 2 Bände, XXXIV + 931 Seiten, ca. Fr. 100.–. Auch die Kästen mit Originaltexten stammen daraus; Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags, Titel und Zwischentitel teilweise neu.

2 Dr. phil. Stefan Stirnemann, St. Gallen, Gymnasiallehrer, *s.stirnemann@gmx.ch*

der mörderischen Wahnvorstellung jener Zeit als Juden gebrandmarkt waren, sollten nicht nur entrechtet und ermordet werden, auslöschen wollte man auch ihren Beitrag zum Leben des Geistes; die deutsche Kultur sollte «entjudet» werden. Das nationalsozialistische Plagiat wird unter dem seit 1949 verkürzten Titel «Stilkunst» bis heute verlegt.[1] (S. 33)

Er prägte den Kanon der Stilvorbilder

Ohne Namen spricht Eduard Engels Stimme aber nicht nur in der Reiners'schen «Stilkunst»; über sie ist der geplünderte Engel zu Reiners' Nachfolgern gelangt. Ein Beispiel: Wolf Schneider, der sachkundige Stillehrer, verwirft in seinem Buch *Deutsch für Kenner* die umständliche Schreibart der Akademiker, «jene Abhandlungen deutscher Gelehrter», und begründet sein Urteil mit einem bildkräftigen Ausspruch Goethes: «wo sie rechts und links abschweifen und die Hauptsache vergessen machen, wie Zughunde, die, wenn sie kaum ein paarmal angezogen haben, auch schon wieder ein Bein zu allerlei bedenklichen Verrichtungen aufheben, so dass man mit den Bestien gar nicht vom Fleck kommt, sondern über Wegstunden tagelang zubringt.» Das steht nicht genau in dieser Form bei Goethe – nämlich in einem der Goethegespräche, die Johannes Falk überlieferte –, sondern bei Ludwig Reiners, und der hat es von Engel. Engel hatte den Wortlaut ein wenig verändert, um den Satz in seinen Zusammenhang einzupassen, und Reiners schrieb, unvertraut mit Goethe, blind ab.

Eduard Engel kannte Goethes Werk gründlich. Er verfasste eine zweibändige Biographie, gab eine fünfbändige Volksausgabe seiner Werke heraus und stellte eine Sammlung seiner Sprüche zusammen. Nun geht es gewiss nicht darum, nachzuweisen, wer welches Goethezitat ins Spiel brachte, hat doch auch Engel manche Einzelheit von anderen übernommen. Vielmehr steht eine ganze Auswahl der Stilvorbilder in Frage, ein Kanon, und mit ihm die Gedankenwelt, in die er eingebettet ist. Schneider schreibt über sein Buch: «Viele Beispiele dafür, was die deutsche Sprache leisten kann, stammen aus dem 18. Jahrhundert, von Lessing, Lichtenberg und Goethe, und sie sind überhaupt nicht veraltet, so wenig wie aus dem 19. Jahrhundert Heine, Büchner

oder Nietzsche.» Diese Wahl und Deutung leistungsfähiger deutscher Sprache des 18. und 19. Jahrhunderts stammt wesentlich von Eduard Engel. Auch hier, nicht nur in der Art des Auftretens, haben Schneider und andere in ihm ihren ungekannten Vorgänger.

Engel war ein Mann der Leidenschaft. Sah er den Wert der Sprache und die Ehre seines deutschen Vaterlandes in Gefahr (was oft der Fall war), brach er in schallenden Zorn aus. Im Einsatz für einen verständlichen und klaren deutschen Stil kämpfte er gegen die «Fremdwörterei». Deshalb waren jeweils schnell die Vorwürfe Purismus und Chauvinismus zur Stelle, damals, als er selbst und sein Name noch lebten, und auch später, wenn sein verschollener Name selten einmal genannt wurde. Chauvinismus ist die verbohrte, blindwütige und kriegerische Liebe zur Heimat, Purismus das krampfhafte und schrullige Vermeiden von Fremdwörtern. Eduard Engel verdient es, gehört zu werden, ohne dass man gleich grobe Stempel bereitlegt.

1. Das Lebensbuch

Als 1911 die *Deutsche Stilkunst* erschien, war Eduard Engel sechzig Jahre alt, und er gab ihr alles mit, was er wusste und konnte. Im Nachwort der Ausgabe, die 1917, also während des Krieges, erschien, nennt er sie «mein Lebensbuch». Wer so viele Bücher geschrieben hat wie Engel, der sagt mit dieser Bezeichnung etwas. Für seine Arbeit überhaupt hatte er diesen Grundsatz: «Mein schriftstellerisches Lebenswerk war erfüllt von dem Leitgedanken: Es besteht weder Verlangen noch Notwendigkeit für langweilige Bücher.» *(Verdeutschungbuch)* In der Einleitung legt sich Engel die Latte selbst hoch: «Aber auch danach erkühnte ich mich zu trachten, dass mein Buch über Stilkunst vielleicht eins der Beispiele werde, wie man Fragen der Kunst in künstlerischer Form behandeln könne.» Ob Engel diesen Anspruch erfüllt, entscheidet der Leser nach seinem Geschmack. Wer sogleich entscheiden möchte, dem sei für eine Probe im sechsten Buch, im Abschnitt «Satz und Persönlichkeit», Engels Meisterstück über die klappernde Satzmühle des Hofrats Schöll angeraten (nachfolgender Kasten).

Fortsetzung S. 41

«Der schöne Satz ist unlehrbar und unlernbar»

Der Stil ist der Mensch, aber der Satz ist der Stil, darum schon der Satz der Mensch. Es wäre vielleicht möglich, dies schon mit der heutigen Wissenschaft vom Gehirnleben allgemein zu beweisen; da mir und den meisten Lesern diese Wissenschaft nicht zu eigen, so muß ich das beste Ersatzmittel des Lehrbeweises, das Beispiel, benutzen.

Der größte unter den großen athenischen Rednern, Demosthenes, beginnt seine Rede ›Um den Kranz‹ mit dem Anrufen der Gottheiten: *Zuallererst, Ihr Männer Athens, anflehe ich die Gottheiten alle, die Götter und die Göttinnen!* Seht ihr den Mann? Sein zum Äthersitze der Olympier emporgewandtes Antlitz? Hört ihr den feierlich abgemessenen Gebetstakt, das An- und Abschwellen des Atems, gar wohl vergleichbar gewissen Goethischen Psalmen in freien Maßen, etwa diesem: *Wenn der uralte, heilige Vater Mit gelassener Hand Aus rollenden Wolken Segnende Blitze über die Erde sät.* Selbst ein des Deutschen nichtkundiger Hörer würde den Herzschlag dieser Goethischen Sätze nachfühlen, wie ein des Griechischen Unkundiger den des griechischen Satzes von Demosthenes. (…)
Großmeister des unmöglichsten aller Stile, aufrichtiger Anbeter Goethes, dreifach überschnörkelnder Nachahmer dessen, was du für seinen abgeklärten, harmonischen, klassischen Stil hieltest, ganz Geheimer Hofrat Schöll, sei du zu uns heraufbeschworen und spende uns einen deiner schönsten Sätze, um welche du dich ein schreibendes Leben lang, bewundert viel und viel gescholten, bemüht hast. Ach, in welchen Winkeln der Büchereien verstauben jetzt die Früchte der unsäglichen Mühe, womit du jedem deutlichen Hauptwort ausgewichen bist wie dem Aussatz, jedes Beiwort aus der Helle in die Trübe getaucht, in jeden Hauptsatz einen Nebensatz, in jeden Nebensatz noch einen Nebennebensatz geschachtelt hast, in dem stolzen Bewußtsein, daß von den

Mitlebenden keiner, ja keiner von den Vorderen es dir in der Kunst der ›harmonischen Periode‹ zuvorgetan:

> Wie denn in Lotharios beschränkungsfroher Rückkehr auf den Heimatgrund und in seiner Wirtschaftlichkeit, die gegen Privilegien und Lebenshokuspokus auf Befreiung der Mitarbeiter wirkt, sich dasjenige als reine Dichteranschauung natürlich begründet, was dem Staatsökonomen Goethe durchzuführen versagt war, so erscheint die geistige Einheit und der Kunstausbau fürstlichen Bildens und Vergnügens, deren Verzicht er nach Italien hinübernahm, im Schlosse des Oheims und seinen Sammlungen, in seiner Verbindungs- und Vergnügungsweisheit, in dieser Planmäßigkeit und diesem großsinnigen Totalwillen, womit er die tiefste Bildung und ausgeführte Kunst dem alltäglichen Dasein und der ewigen Natur zum vollkommenen Leben vereinigt (⏑⏑–⏑⏑–⏑⏑–⏑).

Erschreckt fährt der Leser zusammen: so erwacht der Müller aus dem Schlaf, wann die Mühle plötzlich stillsteht, sieht nach, warum sie steht, setzt sie wieder in Gang und schläft weiter. Setze die Satzmühle Schölls wieder in Gang, o Leser, wann du dich vor einer schlaflosen Nacht fürchtest, und denke, dieweilen sie weiter klappert, darüber nach: Warum hat sie aufgehört, warum geht solch ein Satz überhaupt zu Ende? Er war ja so schön im Gange, warum klapperte er nicht eine Seite, drei Seiten, warum nicht endlos weiter? Ach, daß uns niemals das Vollkommene wird! Der Gipfel der Stilharmonie, der unendliche Satz, war selbst für Schöll unerreichbar.

(…)

Außer der Reihe noch ein letztes Beispiel, das seltsamste, das überzeugendste von allen:

> Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowositz ausging, wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen; wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerschneidende

> und herzerhebende Ertönen aller Art Feldmusik, das Rufen so vieler Kommandeurs und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Zeter- und Mordiogeheul so vieler tausend elender, zerquetschter, halbtoter Opfer dieses Tages, alle Sinnen betäubte!

Wer hat diesen ›Armen Mann im Tockenburg‹, Ulrich Bräker, den Appenzeller Ziegenhirten, nachmals bettelarmen Weber ohne die geringste höhere Bildung, ihn, der niemals einen Schulaufsatz geschrieben, wer hat ihn diesen klassischen Satzbau gelehrt? Von irgendwem, irgendwo, irgendwie muß er doch ihn zusamt seinem untadeligen, nein seinem in allerweltfremder Schlichtheit klassischen Stil erlernt haben. Denn erlernbar, nicht wahr? ist doch der Stil. In den letzten hundert Jahren sind mindestens tausend Stillehren erschienen; in jeder wird der vollkommen harmonische, der logische, besonders aber der schöne Satz gelehrt: wieviele gute Satzbauer, wie viele Meister des Stiles überhaupt müßten wir also haben! Jener Ulrich Bräker hat nicht einmal gewußt, was für ein Ding eine ›Stilistik‹ sein mag, und hat doch ein ganzes Buch geschrieben mit kaum einem Satz, den man fehlerhaft oder gar schlecht gebaut nennen kann.

Der schöne Satz ist unlehrbar und unlernbar; wer ihn sucht, nähert sich unfehlbar dem Stile Schölls, wenn auch nur wenige ihn erreichen. Der Satz ist ein ebenso eigenmenschliches Gut wie der Stil, wie das Seelengepräge, wie – die Nase. Vielleicht hätte Lessing zu einem feineren Gegner als Goeze [Kritiker des «subjektiven» Stils; *die Red.*] nicht derbhin von Stil und Nase gesprochen, sondern etwa gesagt: ›Jeder Mensch hat seinen eignen Stil, so wie seinen eignen Schritt und Tritt‹; denn Stil ist Bewegung, ist geistiger Puls, Gedankenwellenspiel, also bei jedem Menschen urverschieden. Wer sich vermißt, einen Schreiber den schönen, den harmonischen Satz zu lehren, der sollte es nur in Fremdwörtern tun; denn da er etwas Unlehrbares lehren will, so muß er diese Unmöglichkeit hinter Wortdunkel verstecken. *(S. 495–501)*

Eduard Engel ist kein Freund des Abstrakten, er setzt bei seinen Begriffen voll auf fröhliche Phantasie und Verständlichkeit. Namen wie Bandwurmsatz, Treppensatz, Stopfsatz, Kettensatz bezeichnen in erster Linie nicht grammatische Verhältnisse des Satzbaus, sondern Fehler im Bau der Sätze. Ebenso lebendig und anschaulich sind Schreistil, Papierstil, Schwammwort, Eigenwort, Satzdreh. Einige dieser und ähnlicher Bezeichnungen hat Engel selbst gebildet, manche hat er aus der Tradition übernommen, z. B. aus dem *Deutschen Sprachhort* von Albert Heintze, bei dem er im Gymnasium Deutschunterricht hatte. Was die Eigentümlichkeit seines Lebensbuches ausmacht, ist das Zusammenspiel dieser lebhaften Begriffe.

«Sünde gegen den heiligen Geist der Menschenrede»

Eigentümlich ist auch der philosophische Blick auf den Stil. Die Schwindler, die nichts zu bieten haben und doch etwas scheinen wollen, nennt Engel Stilgecken, Stilgaukler oder Zieraffen. Bei aller Lustigkeit der Bezeichnung zielt Eduard Engel hier auf den Punkt seines grössten Ernstes. Engels Kernbegriff ist die Wahrheit, die Redlichkeit, und der Feind schlechthin, den er sich erwählt hat und dem er allenthalben in den Weg tritt, ist der unredliche Autor, der Hochstapler: «Die unverzeihliche Todsünde des Stils, die Sünde gegen den heiligen Geist der Menschenrede ist die Unwahrheit.»

Zur Wahrheit, die den guten Stil ausmacht, gehört auf fast gleicher Höhe die Person, die jeder ist oder sein kann: «Kein Mensch spricht wie ein andrer Mensch, wie sollte da ein Schreiber anders als ganz persönlich schreiben?» Eine weitere Eigentümlichkeit Engels ist sein kunstvoller Umgang mit Zitaten: «Ein selbstgefundenes, selbstempfundenes, nicht abgedroschenes Wort eines grossen Dichters kann am passenden Ort wundervoll wirken, jede Erwiderung lähmen, einen langen Beweis krönen.» Engel sucht bei den Klassikern Bestätigung, und einmal unterläuft ihm ein Fehler, der ihn eigentlich auszeichnet. Seine leitende Idee der «sorgsamen Rücksicht auf den Leser» unterstützt er mit einem Satz aus Kellers *Grünem Heinrich*: «Der Seher ist erst das ganze Leben des Gesehenen, so ist erst der Leser das ganze

Leben des Geschriebenen.» Von Keller stammt aber nur der erste Teil, die Anwendung auf den Leser ist Engels Leistung; er vermischte seine eigene Folgerung mit dem Wortlaut Kellers: Engel hat mit den Gedanken seiner Gewährsmänner gearbeitet und sie weitergedacht.

Gleich unscharf führt Engel seinen Begriff der «Schrittmässigkeit» auf Goethe zurück. Der Begriff bezeichnet «das goldene Mittelmass» des Satzbaus, aber anders, als es Engels Darstellung nahelegt, meint Goethe mit dem Wort, das er nur einmal verwendet hat, keine Eigenschaft des Stils, und er hat es nicht eigentlich selbst erfunden, sondern allenfalls aus dem Adjektiv «schrittmässig» gebildet, der zeitgenössischen Verdeutschung des Musikwortes *andante*. Auch ohne den vollen Segen Goethes ist der Begriff wesentlich für Engels Buch. Sätze und Texte sind für Engel Gebilde voller Bewegung, und Engels Gefühl für Rhythmen und Klänge setzt auch sein Lebensbuch in Bewegung – seine Leser hoffentlich auch.

2. Chauvinistischer Purismus

Für Eduard Engel ist der Umgang mit Fremdwörtern und Wörtern aus fremden Sprachen zunächst eine Frage des Stils und damit zugleich – sofern jeder Schreibende das Ziel haben sollte, verstanden zu werden – eine Frage der Verständlichkeit. Deswegen behandelt er solche Wörter in einem Buch mit dem Titel *Deutsche Stilkunst*.

Im Vordergrund steht für ihn ein gesellschaftliches Problem: «Die Fremdwörterei ist die granitne Mauer, die sich in Deutschland zwischen den Gebildeten und den nach Bildung ringenden Klassen erhebt.» Im achten Buch, im Abschnitt «Schlichtheit», zitiert er den Satz einer Arbeiterzeitung: «Die Nationalzeitung, die publizistische femme soutenue der Grossbanken, beschäftigt sich mit dem Elend der Arbeitslosigkeit» und fragt: «Was soll sich der lesende Arbeiter dabei denken?»

Die Art zu sprechen und zu schreiben, indem man Muttersprache, Fremdwörter und Fremdsprachen mischt, nennt Engel mit einem

alten Wort «welsch». Wer nicht weiss, was Engel damit meint, kann daran Anstoss nehmen, ebenso am Wort «Entwelschung», das Engel zuerst als Haupttitel, in weiteren Auflagen als Untertitel seines *Verdeutschungsbuches* verwendet. Der sogenannte Welsche ist nur ein Menschentyp. Er ist gerade nicht der Angehörige eines anderen Volkes, der mit diesem zusammen zu verachten wäre:

«Welsch ist zum allergrössten Teil die Sprache des Bildungs- und Gelehrtendünkels, zum sehr umfangreichen die des Schwindels, zum allergeringsten die eines berechtigten wissenschaftlichen Bedürfnisses.» *(Verdeutschungsbuch)* Der an sich harmlose Sinn des Wortes ist in der Zusammensetzung Kauderwelsch spürbar, die Engel ebenfalls verwendet. Für die Dünkel- und Schwindelsprache benutzt Engel noch weitere Namen: Rackerlatein, Apothekergriechisch, Leierkastenitalienisch. Um den schülerhaften Bildungshochmut zu treffen, nennt er sie Pennälerei; weil andere Sprachen bestohlen werden, *Kleptomania linguistica*, und mit einem satirischen Glanzstück heisst er sie Polylalie, das Reden in vielen Zungen. Gegen das Sprachgemisch führt Engel «die herrlichen deutschen Kraft- und Saftwörter unserer Sprachmeister» ins Feld.

In dieser Art von Arbeit überzeugt er mit seinem Bemühen um Verständlichkeit und mit seiner Sprachphantasie. Vor einigen Jahren wurden Verdeutschungen für das Wort «Fast Food» gesucht; den Vorschlag «Dampfmampf» hätte Engel sicher mit Freude in sein *Verdeutschungsbuch* eingetragen.

Eduard Engels Schatten

Eduard Engel hat wie jeder Literaturwissenschaftler und jeder Kunstkritiker seine Grenzen. Seine scharfen Urteile verdienen in ihrer rücksichtslosen Klarheit immer Anerkennung, müssen aber manchmal mit Vorsicht aufgenommen und ihrerseits beurteilt werden. Bei Thomas Mann etwa fehlen ihm Verständnis und Verstehenwollen, und er gibt sich mit fadenscheinigen Zusammenfassungen und abwertenden Bemerkungen zufrieden. Hans Castorp, der Held des Zauberbergs, ist

ihm ein «gleichgültiger junger Hanseate», so gleichgültig, dass er nicht einmal seinen Namen richtig schreibt (Kastrop).

Eduard Engel hat einen Schatten. Er hat, auch in seinem «Lebensbuch», einiges geschrieben, was man zur Kenntnis nehmen und an seinem Ort stehen lassen muss. Seinen hässlichsten Satz fügte er in die dreissigste Auflage ein; in einigen früheren stand er im Anhang. Es geht um die Frage, wie der Name der Hereros, der «Herren Hereros», in der Betonung zu behandeln sei, worüber man «in deutschen Landen mit heiligem Eifer» gestritten habe, «dieweilen unsre Heeresverwaltung gezwungen war, sie mit Maschinengewehren zu behandeln.» Das Wort Zynismus, in den er hier abrutscht, verdeutscht Engel mit Schamlosigkeit, Schamverletzung, Abgebrühtheit und hat damit das deutsche Wort nicht gefunden, das auf seinen Satz passt. Es spricht für Engel, dass er ihn in der nächsten Auflage, der letzten, gestrichen hat.

3. Ludwig Reiners: «Zum Schreiben ist der Sonntag da»

Am 22. August 1956 bildete der *Spiegel* auf dem Titelblatt Ludwig Reiners' Kopf ab, und die Titelzeile lautete wie eben zitiert. Im Artikel selbst verteidigte sich Reiners (1896–1957) mit flauer Selbstironie: «Aber hat der Sonntagsschriftsteller nicht doch eine gewisse Daseinsaufgabe, wenigstens auf meinem Arbeitsgebiet, der – sagen wir ‹Gebrauchsliteratur›?» Während der Woche arbeitete Reiners in München als Direktor einer Textilfirma; er war nach Abitur, Kriegsdienst und kurzem Studium über die «wirtschaftlichen Massnahmen der Münchener Räteregierung» promoviert worden.

Der Sonntag bot ihm zu knappe Zeit, um über Sprache und Stil ein wirklich eigenes Werk zu schaffen, und so nahm er sich mit Eduard Engels Buch eine Vorlage, die ihm alles vorgab: die Idee, die im Titel *Deutsche Stilkunst* liegt, den Titel selbst, der als Titel eines erfolgreichen Buches eigenen Erfolg verbürgte, die Themen, die Begriffe, Urteile, Zitate und Beispiele. Reiners nutzte auch andere Bücher Eduard Engels und Werke weiterer Autoren, die teilweise ebenfalls jüdischer Herkunft und damit rechtlos waren.

Reiners folgt seinem Meister, auch wo der irrt. Engel schreibt über das Adjektiv (Beiwort): «Wenn des Aristoteles Bericht der Wahrheit entspräche, in des Alkibiades Reden seien die Beiwörter nicht bloss eine Würze, sondern die Hauptkost gewesen, so wäre Alkibiades ein eitler blumiger Schwätzer gewesen – zur Bestätigung des Satzes, dass der Stil der Mensch selber ist.» Engel verwechselte die Namen; Aristoteles nannte nicht Alkibiades, sondern Alkidamas. Reiners möchte als Kenner der Antike angesehen werden, schreibt ab und gestaltet ein wenig aus: «Es ist kein Zufall, dass – nach dem Zeugnis des Aristoteles – gerade der schillerndste Charakter des Altertums das Beiwort zum Kern seines Stiles gemacht hat, nämlich Alkibiades.» Engel berichtigte seinen Irrtum in der zweitletzten Auflage der *Deutschen Stilkunst*.

«Unklar wiedergegeben, s. Original»

Reiners verunklart, was bei Engel klar ist. Engel empfiehlt «aufgrund von Erfahrungen, wie sie reicher nicht viele Schreiber besitzen können», die stenographische Niederschrift. Die Stenographie «vermindert die Reibung zwischen Denken und Niederschreiben um reichlich Dreiviertel der mit der gewöhnlichen Schrift unvermeidlich verbundenen und lässt dennoch dem Geübten jede Freiheit des sofortigen oder späteren Feilens.» Reiners, nahezu unsinnig: «Wer stenographiert, beseitigt die zeitliche Reibung zwischen Denken und Sprechen.» Auf Blatt 156 von Reiners' Dissertation setzte der Betreuer die ungehaltene Randbemerkung: «Unklar wiedergegeben, s. Original.» Das trifft Reiners' Arbeitsweise überhaupt; es gibt zu vielem, vielleicht zu allem, was er schreibt, ein Original, das einzusehen wäre. Heidi Reuschel hat in ihrer Dissertation[3] einige Kapitel der Werke von Reiners und Engel mit einem Suchprogramm verglichen und Hunderte von Übereinstimmungen festgestellt und gedeutet.

Reiners schreibt im Stil Eduard Engels, dass jeder seinen eigenen Stil schreiben müsse. Er ist als Stillehrer die fleischgewordene Unwahrhaftigkeit, und ungerührt schreibt er auch Engels Kernsatz ab und um.

3 Heidi Reuschel: Tradition oder Plagiat? Die «Stilkunst» von Ludwig Reiners und die «Stilkunst» von Eduard Engel im Vergleich (Bamberg 2014).

Engel: «Redlichkeit ist die Lebensluft alles guten Stils.» Reiners: «Wahrhaftigkeit ist die erste Quelle guten Stils.» Eduard Engel tritt als eine lebendige Persönlichkeit vor den Leser, Ludwig Reiners trägt eine Maske und bleibt hinter der Maske ein Schatten; was an ihm greifbar wird, ist die nationalsozialistische Gesellschaft, die die Vernichtung anderer entweder unterstützte oder in Kauf nahm, jedenfalls Nutzen daraus zog.

«An diesem Mangel krankt unsre Sprachbildung»

In Deutschland sind die Bücher oder Aufsätze von bewährten Schriftstellern zur Sprach- und Stilveredelung sehr selten; an diesem Mangel krankt unsre Sprachbildung aufs empfindlichste. Das ist in Frankreich und England anders. Aber schon so ausgezeichnete ältere Stillehrer wie Aristoteles, Cicero, Quintilian sollten uns beweisen, daß über Prosakunst nur schreiben darf, wer – Prosa schreiben kann.

> Wissen wollt ihr und handeln, und keiner fragt sich: Was bin ich
> Für ein Gefäß zum Gehalt? Was für ein Werkzeug zur Tat?

heißt es in den Xenien. Nie hat Gottsched mit seiner von den Schweizern gescholtenen ›diktatorischen Dreistigkeit‹ an seinem Beruf zum Oberrichter in allen Fragen der Sprache gezweifelt. Nie ist seinem Nachfolger Adelung die Lächerlichkeit aufgedämmert, sich selbst an Lessing zu reiben und als Zeitgenosse Wielands, Herders, Goethes, Schillers über die zartesten Geheimnisse des Sprachlebens und des Stiles mit der größten Unverschämtheit zu orakeln, ohne durch ein einziges wenigstens mittelmäßiges Buch seine eigne Stilbegabung dargetan zu haben. In allerneuster Zeit haben wir dann die Spielart des groben Pedanten erlebt, der jedes Sprachunheil Deutschlands von den Berlinern oder gar den Juden herleitet. Der Beweis ist ja so leicht zu führen: ›Für silberne Hochzeit zu sagen Silberhochzeit, darauf kann zum ersten Male nur ein Jude verfallen sein‹ (Wustmann). Die frühesten Fundstellen für Silberhochzeit stehen bei Johann Heinrich Voß und Johann Wolfgang Goethe; bei Börne und Heine kommt das gutgebildete Wort überhaupt nicht vor. *(S. 85)*

«Neubildungen müssen zum Einfühlen zwingen» …

Neubildungen müssen, das lehrt uns ihre Geschichte, funkelnagelneu sein, müssen durch ihre Neuheit dem Philister, besonders dem Fremdwörtler, aufs äußerste mißfallen, den Sprachsinnigen reizen, packen, zum Nach- und Einfühlen zwingen. Sie müssen bei aller Neuheit zwanglos, hurtig, selbstverständlich klingen und durch nichts verraten, wie lange ihr Schöpfer gesucht, geprobt, gemessen, gewogen hat. Sie dürfen wohl den Geist in seiner Behaglichkeit stören, die Sprachgewohnheit gewaltsam durchbrechen, die Begriffswelt stürmisch umwühlen, wenn sie nur der Zunge und den andern Sprachwerkzeugen keine Mühe machen. Die unerhörte Neuerung ›Gefühl‹, eine der kühnsten in unsrer Sprachgeschichte, hätte sich ohne den leichten Fluß ihrer Laute nimmermehr durchgesetzt.

Man überschaue die Geschichte von Zweirad und Rad: zuerst selbstverständlich lauter Fremdwörter, sintemalen unsre plumpe Sprak so großartige Begriffe wie den eines Leichtfahrzeuges mit zwei Rädern nicht ausdrücken kann, sondern, wie immer den großartigen Fortschritten des Feingewerbes gegenüber, in ihrer Hilflosigkeit auf den Beistand des Griechischen, Lateinischen, Französischen, Englischen und einiger andrer gebildeter oder wilder Sprachen angewiesen ist. Mithin für das schnell dahingleitende, anfangs hohe, später niedrige Fahrzeug aus Stahl: Veloziped oder Bicycle, nachher Safety und Bicyclette. Dann geschah das Unerhörte: die Deutschen Velozipedfahrer besannen sich, daß das Ding, auf dem sie fuhren, bei Licht besehen nichts andres sei als ein Rädergestell. Da sie untereinander solche Unwörter wie Veloziped, Bicycle und Safety schon wegen ihrer stillos klumpigen Vielsilbigkeit nicht sprechen konnten, so wagten sie es Deutsch zu sprechen, also zum Rade Rad zu sagen, obwohl ihnen alle Sprachphilister einwandten: weder Zweirad noch Fahrrad noch gar Rad,

… und «der Sprachsinn ist kein Federchenbürster»

wie man bald allgemein mit treffender und vollkommen ausreichender Kürze sagte, ›decken sich‹ mit dem herrlichen Veloziped – einer nichtssagenden, ja irreführenden Bezeichnung: ›Schnellfuß‹ –, noch mit dem schon durch seine griechisch-römisch-englische Herkunft ausgezeichneten Bicycle, das zwar auch nur Doppelrad bedeutet, aber so unendlich viel vornehmer ist. Da die Deutschen Radfahrer nichts vom Philister hatten, so siegte bald ihr gesunder, feiner Sprachsinn und schuf sich zuerst Hochrad, nach dem Verschwinden der Hochräder: Fahrrad, Zweirad, im Sprachgebrauch des Lebens noch besser Rad. – Die Geschichte vom Hochrad, Fahrrad, Zweirad, Rad lehrt uns eines der Geheimnisse der glücklichen Neubildung: der Sprachsinn ist kein Federchenbürster, er liebt nicht die peinlich genau unterscheidenden Beiwörter, zumal da diese das Wort länger und langweiliger machen. Das Einzige, was z. B. gegen Bahnsteig eingewendet werden mag, ist die überflüssige Belastung mit Bahn; Steig würde genügen, denn daß es kein Gebirgssteig oder Hühnersteig ist, weiß der Reisende auch ohne die ängstliche Belehrung des Eisenbahners. Ähnlich verlief die Geschichte der Vizinal- und Sekundärbahn; ein Menschenalter hindurch wurde lateinert, bis ein sprachgesunder höherer Beamter Otto Sarrazin Kleinbahn vorschlug: es behauptet heute schon die Alleinherrschaft. – Eine ähnliche Geschichte läßt sich von ›Aviatiker‹ und ›Flieger‹ erzählen.

Wann wird die Geckerei mit *Ski* endlich aufhören? Nun gar die Geckennot mit der Mehrzahl! Der Vollgeck sagt so wonnesam *Schier*, der Halbgeck so traut *Schis*. Die Norweger nennen ihre Schneeschuhe: ›Scheite‹: ihr *Ski* bedeutet nichts Vornehmeres als Scheit. In Süddeutschland, wo sprachlich etwas weniger geäfft wird, sagt man zuweilen: Brettln; kann sich aber der Deutsche Sportgeck mit Brettschuh begnügen? *(S. 182/183)*